



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wie es besser werden soll? Nur die Schule kann helfen. Wir brauchen dringend Lehrer, in großer, großer Anzahl Lehrer, die selber ein gutes Deutsch reden und schreiben und ihre Schüler darin so unterrichten können, daß ihnen später alles Professoren- und Kanzlistendeutsch nichts mehr anhaben kann.



Litteratur

Die Missionen der Jesuiten in Paraguay. Ein Bild aus der ältern römischen Missionsthätigkeit, zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas. Nach den Quellen zusammengestellt von F. Pfotenhauer, P., Mitglied der geographischen Gesellschaft zu Hannover. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1. und 2. Teil 1891, 3. Teil 1893

Der Verfasser dieses Werkes beherrscht die reiche Litteratur über den Gegenstand vollständig und fußt überall in erster Linie auf den eignen Briefen und Berichten der Jesuiten, sowie auf den Verfügungen der Ordensobern. An der Hand dieser Quellen zeigt er, wie die merkwürdige Gründung aus der Not der Zeit heraus geboren wurde, zunächst zum Schutze der Indianer vor der Habsucht und den unvernünftigen Ausbeutungsversuchen der Spanier (im Gegensatz zu Gothein, der im Jesuitenstaat einen berechneten Versuch zur Verwirklichung der in Campanellas Sonnenstaat entwickelten Ideen sieht); wie jedoch die Bekehrung, mit rein äußerlichen Mitteln ins Werk gesetzt, rein äußerlich blieb, wie die Bekehrten bis zur Auflösung des Jesuitenstaats mehr oder weniger artige Kinder, oder wenn man es gröber ausdrücken will, gut dressirtes und gut gefüttertes Arbeitsvieh geblieben sind, und wie die Missionare, zu unumschränkten Gebietern eines großen und reichen Landes geworden, den Versuchungen ihrer Stellung unterlagen, den Unterthanen gegenüber die Paschas spielten und in ihren Häusern ein epikureisches Leben führten.

Das Wertvolle an dem fleißigen Werke sind die Schilderungen der verschiedenen Indianerstämme, die genauen Angaben über ihre Wohnsitze, ihre Geschichte, soweit sie in den Rahmen der Geschichte des Missionswerkes fällt, und diese Missionsgeschichte selbst. Schade, daß der Verfasser den wissenschaftlichen Wert dieser Teile seines Werkes durch die auf dem Titel angegebene Tendenz vermindert hat, die sich namentlich im letzten Teile fast auf jeder Seite hervordrängt, der er sehr viel Raum opfert, und die er in der Einleitung zum dritten Bande noch stärker in dem Satze ausdrückt: „Das jesuitische System in Paraguay in seiner ganzen schamlosen Nacktheit soll jetzt sich vor uns enthüllen, Fragen von unendlicher Bedeutung sollen hier zum Austrage kommen, und im steigenden Maße wird dieses alles eine gewaltige, laut zeugende Apologie protestantischer Mission gegen unlautere Angriffe aus verschiedenen Heerlagern werden.“ Es ist doch schade um ein so reiches wissenschaftliches Material, um die Früchte eines so mühsamen Fleißes, wenn sie zuguterletzt bloß für ein Pamphlet verwendet werden, das mit weit geringern Unkosten viel wirkungsvoller hätte hergestellt werden können. Denn, das ist das

Schlimme an der Sache, Pfortenhauer wird seinen Zweck nicht erreichen. Zunächst ist es schon eine wunderliche Einbildung, daß durch eine wahrhaftige Schilderung von katholischen Missionen früherer Jahrhunderte die protestantischen Missionen gerechtfertigt werden könnten. Die Jesuiten von Paraguay mögen leibhaftige Teufel gewesen sein, das nützt den protestantischen Missionaren in Deutschostafrika gar nichts; nur durch ihre eignen Erfolge können diese ihre Ankläger beschämen. Sodann: hätte Pfortenhauer einfach die Thatfachen reden lassen, so würden eifrig protestantische Leser die Folgerungen, die er daraus ableitet, schon selber gezogen haben. Indem er jedoch diese Folgerungen nicht allein ausspricht, sondern sie überall als zu beweisende Thesen an die Spitze stellt und die Thatfachen lediglich als Beweismittel behandelt, berechtigt er die Gegner, die Zuverlässigkeit dieser Thatfachen anzuzweifeln oder wenigstens ihre Gruppierung zu beanstanden. Unter den konfessionell Unparteiischen aber — und die bilden, wo von Kolonialangelegenheiten die Rede ist, die Mehrzahl — dem Missionswerke Freunde zu machen, ist sein Buch wenig geeignet. Daß das Christentum der Jesuiten nicht das Christentum des Neuen Testaments, daß die Frömmigkeit ihrer Befehrten nur Lippenwerk und Zeremonienwesen ist, daß sie gar nicht daran denken, ihre Befehrten zu sittlich freien selbständigen Persönlichkeiten zu erziehen, und daß sie die Arbeitsleistungen ihrer Untergebenen für sich und ihren Orden ausbeuten, das alles versteht sich ganz von selbst, und keiner von uns zweifelt daran. Aber je öfter diese ganz natürlichen Erscheinungen zu einer Anklage gegen die Jesuiten gestempelt werden, desto mehr drängen sich den Unparteiischen die Fragen auf: wo ist denn nun das neuteamentliche Christentum, bei welcher der hundert Sekten und Parteien, die es einander abstreiten? Wo sind denn die Missionare, die ein Heidenvolk einzig und allein mit dem „Gnadenmittel des Wortes und dem Bade der Wiedergeburt im heiligen Geiste“ (III, 16) zu diesem echten Christentum befehrt hätten? (Hätte nicht Karl der Große die Sachsen mit dem Schwerte befehrt, so gäbe es heute in Gütersloh keine christliche Buchhandlung; alle Völker des Nordens, mit alleiniger Ausnahme der Isländer, und zum großen Teil auch schon die Bewohner des römischen Reichs sind auf gewaltthätige Weise und meistens nur äußerlich zu Christen gemacht worden.) Wo in aller Welt wohnt denn ein bekehrtes Volk gelber, brauner oder schwarzer Menschen, das aus lauter sittlich freien selbständigen Persönlichkeiten bestände? Und wo giebt es bekehrte Heiden, die nicht von ihren christlichen Befehrern ausgebeutet würden? „Missionar? — sagte der Zuluhäuptling Ketschwayo auf die Ankündigung eines solchen — Missionar wäre schon schön; aber nach Missionar kommt Kaufmann, nach Kaufmann kommt General.“ Wäre ausgemacht worden, daß „Seelenrettung“ (III, 17) der einzige Zweck aller Missionsthätigkeit sein und bleiben müsse, die Engländer hätten keine hundert Pfund für ihre Missionen ausgegeben.

Und wenn Pfortenhauer die Thätigkeit der Jesuiten immer und immer wieder zu der der Apostel in Gegensatz stellt, so muß man doch fragen: hätte denn das Neue Testament in Südamerika entstehen können? konnte es irgendwo anders entstehen als in dieser griechisch=römisch=jüdischen Welt, die alle seine Ideen längst besaß, nur nicht in dieser Gruppierung und ohne die Person Jesu? Sind die Apostel anderswo dankbar als auf dem Schauplatz ihrer Wirksamkeit? Konnte Paulus den Römer= und den Galaterbrief an Kannibalen, konnte er sie auch nur an deutsche Vierphilister schreiben? Hätte er sich wohl Rat gewußt, wenn ihn das Schicksal zu den Guaraniß verschlagen hätte, Geschöpfen, wie es im ganzen Umkreise des römischen Reichs keine gab? Wir bekennen uns zu der keizerischen An=

sicht, daß er in diesem Falle entweder an seinem Evangelium oder an der Menschennatur der Indianer irre geworden sein würde.

Der Verfasser eines theologischen Werkes hätte vielleicht das Recht, den Gegenstand vom Standpunkte und in der Weise Pfortenhauers zu behandeln, und jedenfalls ginge uns sein Buch nichts an. Aber da wir es hier mit einem geographisch-historischen Werke zu thun haben, so müssen wir doch noch ein paar in unsern Augen besonders häßliche Verstöße gegen die Gesetze der Wissenschaft ausdrücklich rügen. Nicht wenige Autoren — schreibt der Verfasser III, 353 — haben sich gemüßigt gesehen, des längern in mehr oder weniger sentimentalen Ausführungen die Vertreibung der Jesuiten zu erörtern, sie entschieden im Hinblick auf die Indianer zu verurteilen und als politischen Fehler in Betreff (!) kultureller (!) Entwicklung Südamerikas zu brandmarken; ihnen allen fehlen die höhern, christlich-sittlichen Gesichtspunkte, die allein hier maßgebend sind. Die Vertreibung der Jesuiten kann nur recht gewürdigt werden unter dem Gesichtspunkte eines Gottesgerichtes; ein Gottesgericht ist das Aufhören des Ordens und seiner Thätigkeit, ein Gericht über den Orden, ein furchtbares über den indianischen Volkskörper in der That.“ Das mag gut calvinisch gesprochen sein, evangelisch ist es nicht. „Nichtet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt, der das im Finstern verborgne ans Licht bringen und die geheimen Absichten der Herzen offenbar machen wird,“ schreibt Paulus 1. Kor. 4, 5. Und der Historiker gar hütet sich sorgfältig, in den historischen Umwälzungen Gottesgerichte zu sehen, denn was gestern unten lag, kann morgen oben stehen, sodaß sich das Gericht gegen den Nichtenden kehrt. Ist etwa die Ausrottung des Protestantismus aus den österreichischen Alpenländern und aus Böhmen auch ein Gottesgericht gewesen?

Sentimentale Schilderungen fordert man allerdings nicht vom Geschichtschreiber, wohl aber Vollständigkeit, und an der läßt der Verfasser an dieser Stelle fehlen. Zwar von den Indianern erzählt er weiter bis auf unsre Tage, die Geschichte der vertriebenen Jesuiten aber schließt er mit dem Satze: „In verhältnismäßig kurzer Zeit waren alle Jesuiten gleich Gefangnen von den Kommissarien aus den Städten und Reduktionen in die Gefängnisse von Buenos Ayres abgeführt und harren der Einschiffung nach Europa.“ Wenn man die Geschichte eines Verbrechers schreibt — in den Augen Pfortenhauers sind die Jesuiten große Verbrecher —, und dieser Verbrecher hat seine Vergehungen mit schweren Strafen gebüßt, so fordert die historische Gerechtigkeit, daß dem Leser auch nicht verschwiegen werde, was der Mann erlitten und wie ers erlitten hat. Demnach war noch beizufügen, daß diese Jesuiten zu Lissabon achtzehn Jahre lang, bis zu Pombals Sturz, in scheußlichen Kerkeru gelegen haben, ohne daß sie eines Verbrechens angeklagt und gerichtlich vernommen worden wären. Zwar kennen wir diese Thatsache nur aus der Schrift eines Jesuiten, des P. Duhr, über Pombal, aber da diese Schrift schon vor zwei Jahren erschienen ist, und da den Berichten österreichischer Gesandten über diesen Gegenstand, die Duhr mitteilt, bis jetzt weder die Echtheit noch die Glaubwürdigkeit abgestritten worden ist, so kann man daran wohl nicht zweifeln. Und noch in anderer Beziehung fällt sie ins Gewicht. Sie wirft ein eigentümliches Licht auf den Charakter Pombals und auf die Glaubwürdigkeit seiner Staatschriften, auf die sich die Gegner der Jesuiten bis heute stützen, und die auch Pfortenhauer, allerdings nur mäßig und mit Auswahl, benützt hat.

Der Verfasser hat vollkommen Recht: die amerikanischen Jesuiten haben weder die Missionsfrage noch die Kolonialfrage gelöst. Aber dieses Buch löst sie ebenso wenig. Sie kann nur durch Thaten gelöst werden, und auf diese Lösung warten wir.

Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Von Dr. Heinrich Kraeger. Bremen, M. Heinsius Nachfolger (!), 1893.

Es ist nun über fünfzig Jahre her, daß Robert Prutz sein vortreffliches Buch über den Göttinger Dichterbund geschrieben hat, wissenschaftlich im besten Sinne, mit weitem historischem Blick und gründlicher philosophisch-ästhetischer Bildung, und zugleich erfüllt von dem klaren Bewußtsein der litterarischen und künstlerischen Aufgaben seiner Zeit: eine Vereinigung, die die Wissenschaft seitdem wenig mehr erstrebt, ja wohl gar verpönt hat, die allein aber sie wieder auf die wahre Höhe führen können. An dem Buche von Prutz gemessen, würde das vorliegende trotz einiges neuen Quellenmaterials und trotz der modernen Berliner Methode schlecht wegkommen; heute darf man es aber schon darum, daß es einen ganzen geistigen Kreis zusammenfaßt, eine kleine That nennen. Der Verfasser geht zwar von Millers Leben und seiner Thätigkeit als Hainbündler aus, zeichnet diese aber im Zusammenhange mit dem geistigen Leben und Schaffen des ganzen Hainbundes und giebt so dem Leser ein Bild von dem Brennpunkte der Empfindsamkeit in Deutschland.

Millers äußere Erlebnisse bieten wenig merkwürdiges, den Höhepunkt bildet das Zusammenwirken mit den jungen Freunden in Göttingen, mit Hahn und Hölty, mit Voß und den Brüdern Stollberg, und mit den kleinern Geistern, die sich in der glühenden Verehrung Klopstocks um Voie zusammenfanden. Ihre ersten Dichtungen sind leichte Bauern- und Gesellschaftslieder,* noch Kinder der Anakreontik; bald aber wachsen ihre Ziele mit dem Verständnis Klopstocks, und Deutschtum und Freiheit stehen obenan auf ihrem Panier. Schließlich kommen sie als echte Vorläufer der Romantik auf das Studium und die Nachahmung des altdeutschen Minnesangs, und Miller findet in seinen Nonnenliedern den treffendsten Ausdruck der empfindsamen Schwärmerei in gebundner Rede. Aber eindringlicher als in Versen hat schon jene Zeit im Roman zu sich sprechen lassen: Millers Siegwart ist typisch für jene ganze gefühlseelige Romandichtung geworden, die man, nachdem der Werther einmal gewirkt hatte, mit wachsendem Entzücken las. Wie in Siegwart und in Millers schwächern spätern Romanen die Liebe auftritt, wie die Poesie des Landlebens, des Mondes, der Kinderwelt gefühlt und gepriesen, wie die leidenschaftliche Freundschaft verherrlicht wird, und wie man endlich den Gedanken an Krankheit und Tod in melancholischen Stunden fort und fort nachhängt und sich das Leben im Jenseits schwärmend ausmalt, alles das schildert der Verfasser lebendig aus den Quellen.

Weniger ist ihm die Beurteilung des Siegwart als eines Ganzen gelungen: besonders unangenehm wirkt hier das fortwährende Herüber- und Hinüberflattern zwischen Siegwart und Miller und — zwischen dem Präsens und dem Präteritum, und diese Schwankungen entsprechen sich nicht einmal! Im ganzen ist die Darstellung frisch und gewandt. Leider verfällt sie wiederholt in einen burschikos absprechenden Ton, wozu der Verfasser um so weniger Veranlassung hatte, da er sich als Litterarhistoriker hätte bewußt bleiben sollen, daß wir doch heute leicht zu einer Unterschätzung des Gefühllebens neigen.

Ein anderer Fehler des Buches, der freilich unsern Universitätslehrern zur Last fällt, ist der, daß die Individualität hinter dem „Milieu“ fast ganz verschwindet — insofern wird dem Haupttitel nicht Genüge geleistet; in der Zeichnung der Charaktere des Hainbundes hat freilich schon Prutz das beste gethan.

*) Weilkäufig: die noch heute gesungne allbekannte Melodie zu dem Liede: Was frag ich viel nach Geld und Gut? ist nicht, wie der Verfasser meint, die Mozartische, sondern die von Neefe.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig